…nzigster Jahrgang Mai 1895. Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart, Leipzig **Deutsche Verlags-Anstalt** Berlin, Wien

1895

Begreifen des Individuellen am Menschen durch den Geruchssinn. Aus tiefen Stufen sinnlichen Empfindens ringt sich der Mensch allmälich empor zu rein seelischem Fühlen. Auch die Entwicklungsgeschichte des Kusses lehrt uns das. Schämen wir uns nur nicht unserer Vergangenheit! Aufstreben ist edler als Stillgestandensein. Der Kuß auf die Stirne der Braut kommt einem Gebet nahe; doch er läßt uns eine Ahnenreihe vermuten bis hinab in entlegene Vorzeit, als vielleicht auch unsere Vorfahren das Nasenreiben pflegten wie Lappländer oder Eskimos. Nasengruß und Mundkuß schließen sich wechselseitig auf Erden räumlich aus gleich „vikarirenden Arten“ im Pflanzen- oder Tierreich; sie dürfen in der That wohl gleich solchen gedeutet werden als Sprossen eines nun der Vergangenheit angehörenden Astes.



Hebbels Anschauungen über Kunst und Religion.

Nach teilweise ungedruckten Briefen.

Mitgeteilt von

Fritz Lemmermayer.

Noch immer tobt auf dem Gebiete der Kunst und Literatur der Kampf zwischen den sogenannten Idealisten und Realisten. Von einem triumphirenden Sieg ist auf keiner Linie etwas zu verspüren, denn die einen wie die anderen, wenn sie sonst Talent haben, behaupten sich; aber auch zu einer Klärung der Begriffe ist es bisher nicht gekommen, ja im Gegenteil, je mehr Leute ihr Licht leuchten lassen, desto dunkler wird es in ästhetischer Sache, wie in jeder andern des modernen Lebens. Auf der Weltbühne ist es geworden wie in einem menschenüberfüllten Theater, in welchem die Lichter verlöscht sind; allenthalben herrscht heillose Verwirrung, man ist erschrocken, man schreit, man stoßt, treibt und drängt, man will zum Ausgang, alles ist ein Chaos, man fordert mit erschüttertem Herzen Licht, nichts als Licht.

Licht suchen auch jene Idealisten und Realisten, oder vielmehr jeder glaubt es schon zu haben, jeder hält sein Licht für das, wonach sie alle trachten, für die Wahrheit, für die allein richtige, ausschließlich giltige Wahrheit. Aber im Grunde genommen hat sie keiner. Was ist überhaupt Wahrheit? fragt der Erkennende seufzend, und je tiefer er in der Erkenntnis dringt, desto bescheidener wird er. Er weiß eigentlich nur, was die Unwahrheit ist, und weiß auch, daß derjenige unsittlich und ungläubig ist, der die Unwahrheit mit Willen liebt. Davon sind jene nun freilich entfernt, die Ehrlichkeit der Besten ist nicht zu bezweifeln, doch sie sind entfernt auch von der Wahrheit. Idealisten wie Realisten vergessen, daß mit diesen beiden Schlagworten überhaupt keine Richtungen bezeichnet werden

können, wie oft auch der Versuch unternommen wurde, und daß noch jeder große Dichter von Homer bis Hamerling beides gewesen ist. Idealist: denn jeder Dichter wird in seinem Werke irgend eine sittliche Idee, die nicht willkürlich ausgeklügelt ist, sondern mit dem Weltganzen und den unverrückbaren Gesetzen zusammenhängt, die dieses Ganze durchdringen und nicht ohne tragische Katastrophen verletzt werden können, zu veranschaulichen suchen. Realist: denn er wird Stoff und Form, durch welche die Idee Fleisch und Blut gewinnt, unmittelbar aus dem Leben schöpfen und mit lebendiger Natur durchdringen; ja er geht im Realismus, der ihn vom Allgemeinen der Idee zum Besonderen, Intimen drängt, noch weiter, er bekleidet in den meisten und besten Fällen seine Gebilde mit dem Kostüm seiner Zeit oder mit anderen Worten, er zeigt das Leben seiner Gegenwart in allen Strahlenbrechungen, in seinen Leiden und Kämpfen, seinem Lieben und Hassen, seinen Tugenden und Lastern. Die Dichtung, besonders die oberste von allen, das Drama, ist ein Spiegel ebenso allgemein menschlicher wie zeitgemäßer Zustände und Verhältnisse. Aber das ureigenste Element der Kunst ist immer die Schönheit; sie ist die Lunge, durch welche sie atmet. Mögen die Modernen und Naturalistischen dagegen eifern, wie sie wollen, es ist so.

Nun ist es interessant, in das allgemeine Literaturchaos mit einer Fackel hineinzuleuchten, die kein Geringerer als Friedrich Hebbel angezündet hat, ein Dichter, bei dem alles aus erster Hand war, alles aus dem besten Stoff, den die Erde zu geben hat. Er war nicht allein ein großer Dichter, bis auf weiteres der letzte große Tragödiendichter der deutschen Nation, er hat uns auch in seinen Tagebüchern und Briefen ästhetische Ansichten hinterlassen, welche, unmittelbar aus dem schöpferischen Prozeß selbst herauswachsend, schwerer wiegen als dickleibige Systeme doktrinärer Theoretiker, und von ihrem inneren kräftigen Wahrheitswerte nichts einbüßen werden in allen Modeströmungen und Richtungen, in allem Wandel und Wechsel der Zeit. Es sind Gesetze, nicht der subjektiven Willkür, nicht einem republikanischen Trotz entsprungen, sondern fest und sicher aus den ewigen Kunsterscheinungen, unterstützt von der genialen Intuition Hebbels, selbst abgeleitet, so wie Kepler die astronomischen Gesetze aus dem gestirnten Himmel gelesen hat. Vor allem ist hinzuweisen auf den ethischen Geist des Dichters. Wenn andere in frivolen Aeußerungen sich gefielen, so legte der einsame Tragiker den Totenschädel auf den Tisch. Er behandelte die Kunst mit dem großartigsten Ernst und der großartigsten Tiefe. Ihm genügte nur, was den höchsten Anforderungen wenigstens nach einer Richtung hin entsprach. Die Kunst war ihm die vollkommenste und reinste, von jeder banalen Zweckmäßigkeit losgelöste menschliche Aeußerung auf Erden, ein erhabenes Spiel, welches alle Höhen und Tiefen, den gesamten Komplex der Erscheinungen durchmißt und, indem sie das verdeckende Unkraut wegmäht, die sittlichen Wurzeln des Lebens in nicht zu übertreffender Weise darlegt. Und unter den Künsten hinwiederum erkannte er die Poesie als den treibenden Keim, wie auch als die letzte ihrer gesättigten Früchte. Die Dichtung war ihm Offenbarung, worin die ganze Menschheit mit allem Wohl und Weh ihren Reigen hält. Darum sah er auch

in dem wirklichen Dichter unter allen Umständen ein sittliches Subjekt. Die Decenzforderungen, welche hauptsächlich der Unreinen wegen aufgestellt werden, deren mehr sind als der Reinen, — die Decenzforderungen, welche man an den Dichter stellt, sind eigentlich, da sie von einer Mehrheit entscheidend ausgehen, nicht anzufechten. „Doch," so schrieb Hebbel, „ist darzuthun, daß sie den Begriff seiner Kunst aufheben und ihm das Recht auf die Existenz absprechen. Mit der Sittlichkeit kann er sich niemals im Widerspruch befinden, mit der Moralität nur selten, mit der Konvenienz sehr oft. Die Sittlichkeit ist das Weltgesetz selbst, wie es sich im Grenzensetzen zwischen dem Ganzen und der Einzelerscheinung äußert; was thut der Künstler, was thut vor allem der dramatische Dichter anderes, als daß er diese Harmonie aufzeigt und sie an jedem Punkt, wo er sie gestört sieht, wieder herstellt. Die Moralität ist die angewandte, die auf den nächsten Lebenskreis bezogene Sittlichkeit; mit ihr kann der Dichter bei gebrochenen Erscheinungen, in denen die Natur und selbst die Gesellschaft experimentirt oder vorbereitet, in Zwiespalt geraten, doch wird es nur in extremen Fällen geschehen. Die Konvenienz ist, wie schon ihr Name beweist, nichts Ursprüngliches, sondern eine Uebereinkunft, die sehr viel Sittlichkeit und Moralität, ganz so viel, als davon naiv und instinktiv ist, in sich aufnehmen kann und meistens sehr viel Unsittlichkeit und Unmoralität in sich aufnimmt."

Wie in dieser Tagebuchstelle Hebbel zwischen Sittlichkeit und Konvenienz unterscheidet, als Dichter aus demselben Geiste heraus schaffend, das Gesetz heilig haltend, aber die Uebereinkunft mißachtend, was ihm seitens der prüden Anstandsphilister den Vorwurf der Unmoralität eingetragen hat — ebenso weiß er ein anderesmal mit fester Hand die entscheidende Grenze zu ziehen zwischen Scheinrealismus und echtem Realismus, das Problem in seiner vollen Tiefe erfassend und erschöpfend. Er setzt mit Recht den Realismus in das psychologische Moment, nicht in das kosmische. Denn die Welt in ihrem wahren Wesen kennen wir nicht; doch die Menschen kennt der Mensch, weil er selbst einer ist. Daher denn auch die Gesetze der menschlichen Seele von dem Dichter ängstlich zu respektiren sind. Alles übrige aber ist Sache der Phantasie, die aus derselben Tiefe schöpft, aus welcher die Welt selbst, d. h. die bunte Kette der jetzt existirenden Erscheinungen, hervorgegangen ist. Wenn also dem Dichter, will er im guten Sinne realistisch bleiben, nach der psychologischen Seite hin Einschränkungen auferlegt sind, so darf er um so mehr nach der andern ins Grenzenlose hinaussteuern, ins Zauberische und Mystische; nur wird er sich hüten, aus der dunklen Region unbestimmter und unbestimmbarer Kräfte die Motive selbst zu entlehnen. Er wird sich vielmehr darauf beschränken, die wunderbaren Lichter und Farben aufzufangen, welche unsere wirklich bestehende Welt in einen neuen Glanz tauchen, ohne sie zu verändern. Hebbel weist darauf hin, daß die Nibelungen auch ohne Hornhaut und Nebelkappe möglich sind.

In überzeugender Weise führt unser Dichter diesen Gegenstand aus, indem er auf das Unbewußte, auf das Traumleben zurückgreift, aus welchem heraus sich der schöpferische Prozeß vollzieht. Er sagt in einem Briefe: „Man wird

überhaupt finden, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht, und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparats für die Lösung des Grundgeheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre; das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er das naive Kind spielen und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitationssystem inspirirt, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflektiren über den Gegenstand gegeben haben kann; wogegen Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunklen Waldes in kolossalen Umrissen vor der Seele aufgestiegen seien. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das nämliche hinaus läuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Uebrigens wird auch dieser falsche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man sich auch so wenig aufs Dichten wie aufs Träumen vorbereiten kann, so werden die Träume doch immer die Tages- und Jahreseindrücke und die Poesien nicht minder die Sympathien und Antipathien des Schöpfers abspiegeln. Ich glaube, alle diese Sätze sind einfach und verständlich. Wer sie nicht anerkennt, muß die halbe Literatur über Bord werfen, z. B. den ‚Oedipus auf Kolonos‘, denn Götterhaine kennt die Geographie nicht, den Shakespeareschen ‚Sturm‘, denn Zauber gibt's nicht, den ‚Hamlet‘ und den ‚Macbeth‘, denn nur ein Narr fürchtet die Geister u. s. w.“

Hiermit ist die Aufgabe der Dichtung umschrieben, klar und wahr — und der gegenwärtige Streit über den Realismus könnte abgethan sein.

Bei einem Dichter, der die Kunst als die höchste geistige und sittliche Aeußerung betrachtet, deren der Mensch fähig ist, wird es nicht auffallen, wenn er sie über die Religion, oder richtiger gesagt, über die Konfession stellte. Schon Goethe hat einmal ausgesprochen, daß derjenige, welcher Wissenschaft und Kunst besitzt, auch Religion hat. Hebbel zumal war eine tief religiöse Natur. Das beweisen viele seiner Gedichte, das beweist der Schluß seiner „Nibelungen“ und besonders der Umstand, daß er seine mächtigsten Ideen an die weltgeschichtliche Erscheinung des Christentums anknüpfte und dessen tiefsinnige Symbole in seinen Kreis hineinzog. Aber er stand außerhalb der Kirche. Den sittlichen Kern des

Christentums hielt er zwar hoch, doch mit seiner dogmatischen Seite wollte er nicht mehr zu thun haben, „wie mit jeder andern Mythologie“. Diese Briefäußerung fiel dem geistreichen, wohlwollenden und streng orthodoxen Schriftsteller Friedrich Uechtritz, gegen welchen sie gethan wurde, hart ins Ohr und er zog Hebbel zur Rechenschaft. Hebbels Antworten sind nun von wesentlicher Bedeutung. Wenn er die christlichen Symbole als Dichter verwertete, so geschah es, weil sie ihm von seinem menschlich-freien Standpunkte aus nicht, wie dem Offenbarungsgläubigen, religiös-unnahbar sein konnten. Die schöne und gerechte Stelle seiner Rechtfertigung, der weitesten Verbreitung würdig, lautet:

„Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der andern in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen unter einander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Lauf der Jahrhunderte hervorgegangen sind, um das Verhältnis des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen. Ob der Christ oder der Jude oder der Buddhaist recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält. Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt, und mit dem obligaten: ‚Der Herr sprach‘, aus Büchern entlehnt, die man seit Entdeckung der Keilschrift weit über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren Quellen verfolgen kann, wird keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen. Wenden Sie mir ja nicht ein, der Materialismus sei alt und in den Herren Helvetius, Holbach u. s. w. längst zurückgeschlagen; er ist neu in den Gründen, und wer sich mit diesen, nicht etwa durch Moleschott und Vogt, sondern durch die ernstesten und parteilosesten Forscher bekannt und vertraut macht, der wird es sich nicht verhehlen können, daß von allen Faktoren der Menschennatur nur das Gewissen als unzerstörte und, wie ich glaube, unzerstörbare Burg des Spiritualismus übrig geblieben ist. Denn das Gewissen steht mit den sämtlichen Zwecken, die sich auf dem Standpunkt des Materialismus für den Menschen ergeben, in schneidendem Widerspruch, und wenn man auch versuchen mag, ihm den Geschlechtserhaltungstrieb im Sinn eines Regulators oder Korrektivs des Individuellen zu Grunde zu legen, so wird man es dadurch so wenig erklären, als aufheben, oder steht es nicht fest, daß die Faktoren sich im Produkt nur steigern, nicht verändern? Das Gewissen weiß aber nur von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, es stellt keine einzige Glaubensforderung, nicht einmal die allgemeine, geschweige eine positive, es gewährt seinen Frieden um den Preis sittlichen Handelns und verlangt nicht, daß dies im Namen irgend einer Religion geschehe. Ich kann nicht so mißverstanden werden, als ob ich leugnete, daß das Gewissen den Menschen, dem eine bestimmte Religion anerzogen worden ist, nicht auch wegen Abweichungen von dieser zur Rede stellte; kein Türke wird mit ruhigem Gemüt Wein trinken, kein Jude Speck essen, kein Katholik die österliche

Beichte versäumen. Ich gehe von der ursprünglichen Thatsache aus, die auch der Offenbarungsgläubige als solche gelten lassen muß, wenn er nicht mit Natur und Geschichte zugleich in Widerspruch treten will, und frage: Warum ruft das Gewissen, das allen Völkern ohne Ausnahme und ohne Unterschied gebietet, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, ihnen nicht ebenso laut und vernehmlich zu, sich ihren Gott so und nicht anders zu denken und ihn so und nicht anders zu verehren? Das thut das Gewissen aber nicht, und darum hat man nie blutige Kriege geführt, weil man Mord, Raub, Diebstahl u. s. w. in dem einen Lande für Tugenden, in dem andern für Laster hielt, wohl aber haben die Kämpfe um Bundeslade, Kreuz und Halbmond die Erde dezimirt, ohne daß ein Einverständnis zu erreichen gewesen wäre; ja, diese haben das sittliche Gesetz selbst zuweilen auf lange verfälscht und verdunkelt, indem man sich in majorem Dei gloriam gegen Andersgläubige alles erlaubte, und Mohammed nebst seinen Kalifen gewiß in ebenso fester Ueberzeugung wie Moses und Josua oder wie die Ritter der Kreuzzüge. Das ist entscheidend. Einen Ort gibt's, wo der unnahbare Urgrund der Welt, den man nach meinem Gefühl durch jeden Namen und jede Bezeichnung an etwas Endliches anknüpft und also beschränkt und begrenzt, sich deutlich vernehmen läßt, und das ist die menschliche Brust. Und hier sollte die Offenbarung unvollständig sein? Hier sollte sie nur auf die Pflicht, nicht auch auf den Glauben gehen, wenn von diesem für den Menschen nicht bloß so viel, sondern unendlich viel mehr abhinge wie von jener? Unbegreiflich, unbegreiflich bis auf den Grad, daß selbst die Ahnung, die doch nie ganz verstummt, keinen Anhaltspunkt mehr findet, wenn sie ihn nicht darin setzen will, daß dem Menschen alle Vermögen, die ihn vom Tier unterscheiden, nur zur Vexation gegeben seien. Im Ernst kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, so lange man den Boden, auf dem man mit den uns allen gemeinsamen Mitteln nach Wahrheit forscht, nicht verläßt und eben jene Unbegreiflichkeit zu ihrem eigensten Kennzeichen macht. Dann aber ist das Resultat: strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt und auf der andern die intellektuelle. Dafür, daß die Tugend, die man vorzugsweise, obgleich ohne Not, die christliche zu nennen pflegt, nämlich die Demut, nicht leidet, ist auch gesorgt: Wie käme der tiefere Mensch, eingeklemmt zwischen eine unendliche Aufgabe und den ebenso ungewissen als unerbittlichen Tod, wie er es ist, zur Selbstüberhebung? Der flache aber ist stolz auf seine Art, das Kreuz zu schlagen oder seinen Vers aus der Thora abzulesen; er spielt als Christ, Jude, Türke oder Heide die Pharisäerrolle, denn er ist überall der Auserwählte und hat das eine, was notthut, und er findet jetzt im Mormonentum seinen letzten karrikirenden Ausläufer."

Nach dieser Auseinandersetzung, die sich vielleicht in einzelnen Punkten, besonders in der Gewissensfrage, anfechten ließe, aber gewiß nicht im innersten anthropologischen Kern, erklärt Hebbel noch einmal, daß ihm die dogmatische Seite des Christentums nicht mehr sein kann, als eine Mythologie neben anderen Mythologien. Wer sich an diesem Ausdruck stößt, der verkennt den Wert der

Mythologie und vergißt, daß die Mythologie die tiefste und höchste, reinste und ursprünglichste religiös-dichterische Offenbarung des menschlichen Geschlechtes ist; sie ist das Schicksal und die symbolisirte Natur eines Volkes und seiner Geschichte. Hebbel wußte es und ließ sich darüber also vernehmen: „Mir ist die Mythologie eines Volks der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, so weit sie nicht im Allgemein-Menschlichen aufgehen, und als gemeinschaftliches Ergebnis seiner historischen, philosophischen und poetischen Prozesse das Höchste, was es überhaupt in seinem ersten Entwicklungsstadium liefert. Der Schwan der Leda gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders, wie z. B. die Tierfratzen über dem Portal zum gotischen Dom. Wollen Sie mir die altnordische und die griechische nicht gelten lassen, deren jede wenigstens als großartige Natursymbolik in Schwindel erregender Majestät über alles Individuelle hinausragt, so können Sie die indische mit ihrem unergründlichen Tiefsinn gewiß nicht zurückweisen.“ Eine so treffende als stolze Sprache, wie sie sich für den Dichter der Nibelungen, dem die alte Mythe und Sage eben mehr war als der Aberglaube der Nation, ziemte! Hebbel erkannte, daß ein Offenbarungsprinzip, das es gleich von vorn herein aufgibt, sich mit dem natürlichen Vermögen des Menschen in Einklang zu setzen, ja sich wohl gar im Gegensatze zur Vernunft gefällt und in dem Andersgläubigen den Verdammten sieht, allmälich zu Inquisition und Folter führen müsse. Und wenn der Kirchenhistoriker Neander die übernatürliche Zeugung und den übernatürlichen Tod Christi ganz einfach für Thatsachen des christlichen Bewußtseins erklärte und ruhig daran vorüber ging, um dann der Vernunft durch das Aufgeben irgend eines irrelevanten Zehntelwunders eine scheinbare Konzession zu machen, so nannte das Hebbel einen „förmlichen Hohn“.

Daß solche aus tiefster Betrachtung und Erkenntnis der Wirklichkeit entsprungene, schroff klingende Aussprüche nicht gegen den Glauben, das Mysterium an sich gerichtet waren, bedarf keiner Versicherung bei einem Dichter, der als solcher schon kein plumper Materialist sein konnte und sich ernstlich mit der Abfassung eines Christusdramas beschäftigte. Für ihn bildeten Religion, Philosophie und Poesie drei verschiedene „Sternwarten, die sich gegenseitig in Betrachtung des Himmels und der Erde unterstützen und von einander empfangen, ohne mit einander zu hadern.“

Seine Sternwarte war die poetische.

Kaum war die Kontroverse mit Uechtritz beendigt, als neuerdings ein „Bekehrungsversuch“ an Hebbel vorgenommen wurde. Diesmal von dem protestantischen Pfarrer Luck. Die Korrespondenz zwischen beiden liegt mir vor; sie ist noch ungedruckt. Ich teile aus den Briefen des Dichters die folgenden Stellen mit, welche alles früher Gesagte energisch bekräftigen.

Hebbel schreibt:

16. Oktober 1860.

An Herrn Pfarrer Luck in Wolfskehlen.

„Lassen Sie mich mit dem Allgemeinen beginnen. Sie möchten mich dem positiven Christentume näher bringen, als Sie mich ihm gestellt glauben. Seien

Sie überzeugt, daß ich Ihr Motiv auf keine Weise verkenne. Aber ich habe über denselben Gegenstand schon vor Jahren mit meinem Freunde Friedrich von Uechtritz eifrig korrespondirt, ohne daß es mehr als einen Waffenstillstand zur Folge gehabt hätte. Ich stehe durchaus in keinem feindlichen Verhältnis zur Religion, wie Sie selbst sehr richtig bemerken. Das ist auch bei einem Dichter — und Sie erklären mich für einen solchen — nicht wohl möglich, wenn er anders den Namen verdient und nicht zu der französischen Zwittergattung gehört, denn Religion und Poesie haben einen gemeinschaftlichen Ursprung und einen gemeinschaftlichen Zweck, und alle Meinungsdifferenzen sind darauf zurückzuführen, ob man die Religion oder die Poesie für die Urquelle hält. Ich muß mich nun für die Poesie entscheiden und kann so wenig in den religiösen Anthropomorphismen, wie in den philosophischen Doktrinen etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezifisch Verschiedenes erblicken; es sind für mich alles Gedankentrauerspiele, in denen bald der Intellekt, bald die Phantasie vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerke durchdringen und in gegenseitiger Sättigung zusammenwirken. Damit verschwindet denn für mich der christliche Gottmensch wie der griechische und persische, oder vielmehr, sie treten in die symbolische Sphäre zurück, ohne daß die neuere Bibelkritik, die Straußsche z. B., mir diese erst hätte erschließen müssen, denn sie ist der Anfang aller Kunst und dürfte auch, nur in verwandelter Gestalt, ihr Ende sein. Sollte Ihnen das zu profan klingen, so erwägen Sie, daß ich ja von der Religion nicht geringer, sondern von der Poesie, der Allumfasserin, nur höher denke; jedenfalls glaube ich nicht, daß es einen Dichter geben kann, dem die universellen Formen des Dramas und des Epos zu Gebote stehen, und der zu der positiven Religion ein anderes Verhältnis hat. Calderon werden Sie mir nicht einwenden wollen; es fehlt ihm eben das Beste, wenn man ihn in Herz und Nieren prüft. Es ist nun freilich wahr, daß auch diejenigen Dichter, die uns hier allein beschäftigen dürfen, den religiösen Anschauungen und Empfindungen nicht selten einen Ausdruck verleihen, der den Gläubigsten nicht allein befriedigt, sondern ihm sogar in seinem eigensten Wesen ganz ungeahnte Tiefen öffnet. Das rührt aber nicht daher, weil der Poet in solchen Momenten gewissermaßen mit ihm zum Abendmahl geht, sondern weil ihm das Geheimnis des Lebens anvertraut ist, weil er, immer den rechten Mann vorausgesetzt, instinktiv jede Existenz in ihrer Wurzel und jedes Moment einer Existenz in seinen allgemeinen und besonderen Bedingungen ergreift, und davon sind die religiösen natürlich nicht ausgenommen. Er ist also darum ebenso wenig Christ, weil er dem Christen seine Sehnsucht erklärt und verklärt, als er gerade verliebt zu sein braucht, weil er den Liebenden über sein Herz belehrt; er ist einfach der Proteus, der den Honig aller Daseinsformen einsaugt, allerdings nur, um ihn wieder von sich zu geben, der aber in keiner für immer eingefangen wird. Wer diesen Standpunkt festhält, der würde sich nicht wundern, wenn der Hamlet und der standhafte Prinz einen und den nämlichen Verfasser hätten; wer ihn aus den Augen läßt, der muß über die Widersprüche des Poeten außer sich geraten und ihn in gut vulgärem Sinn für charakterlos erklären. Es sind aber

die Widersprüche der Welt, die trotz ihrer des bindenden und regelnden Mittelpunkts nicht entbehrt, wenn man ihn auch auf keine Formel zurückführen kann. Hiebei muß ich es bewenden lassen. Sie werden wenigstens meinen guten Willen nicht verkennen, mich mit Ihnen zu verständigen. Ich gehe nie ohne Kampf und Widerstreben in diese Dinge ein und kümmere mich für mich selbst eigentlich ganz und gar nicht um die Pole, zwischen denen meine Existenz sich dreht; die geistige Zeugung geht, wie die leibliche, am besten im Dunkeln von statten, und auch der Dichter erfährt's erst von der Hebamme, ob seine Kinder männlichen oder weiblichen Geschlechts sind."

Indessen blieb der eifrige Seelenhirte in Wolfskehlen auf seinem religiösen Standpunkt ebenso unerschüttert, als Hebbel auf seinem ästhetischen, den vorher in seiner Art schon Schiller eingenommen hatte. Es kam zu einem vorläufigen Waffenstillstand, aber zu keinem Frieden. Luck bemühte sich weiter, den Dichter seiner Kirche zu gewinnen — „ein Griff in Herz und Eingeweide", wie sich Hebbel ausdrückte. Noch einmal ward er gezwungen, seine Stellung zu verteidigen. Er that es mit den beherzigenswerten Worten:

„Mein Standpunkt hat nichts Ausschließliches, ich ehre einen jeden und lasse es ganz dahingestellt, wer den besseren hat; ich will nur nicht von dem rohen Zufall der Geburt, der dem Menschen seine Religion anweist, und den er nicht korrigiren kann, ohne das allen Völkern gemeinsame und äußerst schwer ins Gewicht fallende Vorurteil gegen Renegaten hervorzurufen, sein zeitliches und ewiges Heil abhängig gemacht wissen. Die absolute Philosophie gebe ich Ihnen von Herzen preis, wenn ich es auch an ihr schätzen muß, daß sie selbst in ihren ärgsten Verirrungen nur den intelligenten Menschen ergreift, nicht, wie die absolute Religion, auch den moralischen; denn, wenn Hegel jemand das Begriffsvermögen abspricht, so liegt in dem angeschuldigten Mangel zugleich die Rechtfertigung, wenn demselben Individuo aber die Sünde gegen den heiligen Geist vorgeworfen wird, so gibt es keine Rettung mehr, sondern der absichtlichen Verstockung muß die Verdammung folgen. Friedrich Schlegel erklärte seinem Freunde Tieck einmal, die himmlischen Gestirne würden dereinst zusammenrücken und in der Form des Kreuzes auf die Erde herabblitzen; ob er bei Tieck damit etwas ausrichtete, weiß ich nicht, aber für mich würde auch das, wenn es plötzlich geschähe, nichts weiter sein, als eine zufällige Konstellation der Himmelslichter, über die ich mir bei den Astronomen Rats zu erholen hätte. Ebenso wenig freilich kümmert es mich, wenn der Philosoph mir versichert, er habe den Ring Salomonis wieder aufgefunden und trage ihn am Finger; wie seine Diamanten auch funkeln und schwache Augen blenden mögen, ich weiß, daß kein Talisman darunter ist, weil keiner darunter sein kann. Dabei verkenne ich durchaus nicht, daß mein Standpunkt sein Gefährliches hat, denn wenn es auf der einen Seite fest steht, daß die Welt jeden großen Fortschritt nur durch Individuen macht, welche, seien es nun Religionsstifter, Feldherren oder Künstler, das Gesetz aus sich selbst nehmen und mit den Zuständen und Anschauungen brechen, die sie vorfanden, so läßt es sich auf der andern Seite nicht leugnen, daß das Prinzip



scheußliche Karikaturen erzeugt, die sich wohl gar in ihrem Dünkel zu Weltrichtern aufwerfen. Aber genau besehen, werden das immer Nachbeter sein, die, sobald sie die Theorie in Praxis umzusetzen suchen, der bürgerlichen Gesellschaft verfallen, während, wenn man ein Absolutes für Millionen aufstellt, die schlimmsten Triebe der menschlichen Natur unter heiligem Deckmantel rasen und ungestraft von der einzelnen Ketzerverfolgung zur Bekehrung oder Vertilgung ganzer Völker durch Feuer und Schwert fortschreiten können, wie die Geschichte schaudernd lehrt. Es steht daher ein unendlich Kleines dem unendlich Großen gegenüber, und da ist die Entscheidung leicht."

So lautet eine Stelle aus dem Versöhnungsbrief, den Hebbel am Osterabend des Jahres 1861 nach Wolfskehlen sandte. Jedoch der geistliche Freund ließ nicht nach, er wollte um jeden Preis einen evangelischen Bekenner aus ihm machen. Dieser aber blieb, was er immer war: der Dichter, dem nach seinem stolzen Wahrwort „das Geheimnis des Lebens anvertraut ist", wobei er, wie er in dem zuletzt citirten Schreiben erklärend hinzufügt, allerdings „nicht ans Wissen dachte, sondern ans Können, nicht ans Erklären, sondern ans Hinstellen."

Das ist Aesthetik; das ist die Erkenntnis eines intuitiven Dichters, für den, wie für jeden andern, der diese Bezeichnung verdient, die innerste Natur der Poesie darin bestand und besteht, „daß sie nur auf das Schöne geht und dies aus allen Anschauungsformen der Welt herausschmelzt, ohne sich selbst an eine zu binden," und dem sie im letzten Grund eins war mit Religion und Sittlichkeit.



Zur armenischen Frage.

Von

H. Vámbéry.

Seitdem Lord Rosebery bei Eröffnung der diesjährigen Session des Parlaments im Oberhause die Aeußerung gethan: daß, falls die Grausamkeiten in Armenien sich bewahrheiten sollten — man behufs etwaiger Repressalien zum Schutze der Armenier bleibende Maßregeln treffen müsse — ist die sogenannte armenische Frage in die Reihe der aktuellen Tagesfragen getreten. Ob wir wollen oder nicht, stehen wir nun einer solchen Angelegenheit gegenüber, die eine ganz unerwartete Wendung nehmen und selbst diejenigen überraschen könnte, die die ganze Bewegung ins Leben gerufen haben. Die armenische Frage ist in ihrem Grundwesen ganz verschieden von den griechischen, serbischen und bulgarischen Fragen, die im Laufe dieses Jahrhunderts aufgetaucht und post tot discrimir rerum ihre Erledigung gefunden haben. In der europäischen Türkei war d moslimische Element zu geringzählig und zu vereinzelt, um größern und nac haltigern Widerstand leisten zu können. In Kleinasien aber ist dies nicht d